

Insel Verlag

Leseprobe



Carpi, Anna Maria
Kleist

Ein Leben
Aus dem Italienischen von Ragni Maria Gschwend

© Insel Verlag
978-3-458-17503-2



Anna Maria Carpi

KLEIST

Ein Leben

Aus dem Italienischen von
Ragni Maria Gschwend

Insel Verlag

Titel der 2005 bei Arnoldo Mondadori in Mailand
erschienenen Originalausgabe:
Un inquieto batter d'ali – Vita di Heinrich von Kleist



Die Übersetzung dieses Buches wurde mit Unterstützung des
SEPS – SEGRETARIATO EUROPEO PER LE
PUBBLICAZIONI SCIENTIFICHE erstellt.

SEPS
Segretariato Europeo per le Pubblicazioni Scientifiche
Via Val d'Aposa 7
I-40123 Bologna
seps@seps.it
www.seps.it

© der deutschen Ausgabe
Insel Verlag Berlin 2011
© 2005 Arnoldo Mondadori Editore S. p. A., Milano
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
Erste Auflage 2011
ISBN 978-3-458-17503-2

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Inhalt

Nach dem Ende 7

1777-1801

Im Schatten der Garnison 25

Hochzeitsvorbereitungen 80

1801-1806

Ich will kein Amt 137

Sie, mein Herr, haben auch Verschen gemacht 185

1807-1810

In die Waage meiner Zeit 251

1810-1811

Der arme Kleist 341

Zum letzten Mal zu Hause 433

Nachbemerkung 463

Leben und Werk 465

Personen 469

Werke 477

Nach dem Ende

Die Zeitungen berichten über eine Begebenheit, die sie als schauerhaft bezeichnen, ganz Berlin spricht darüber, aber auch in Leipzig, Augsburg, Tübingen, Halle und Bern wird darüber gesprochen, in Paris im »Journal de L'Empire« und der »Gazette de France« sowie in London in der »London Times«, ja, selbst noch im Jahr darauf, 1812, als der Rußland-Feldzug den Sturz Napoleons einleitet und ganz Europa sich gegen die Franzosen verbündet hat.

Die Begebenheit, schreibt man in Leipzig, scheine all denen recht zu geben, die in der neuesten Poesie mit ihrer »affektirten Kindlichkeit und Natürlichkeit, ihrem vernunftwidrigen Mystizismus, ihren leeren Schwindeleien und gedankenlosen Klängen« den Grund für einen sittlichen Verfall sehen. »Sie ist ein neuer Beweis, zu welchen blutigen Katastrophen oft die Verirrung von der Bahn der Tugend führt, und daß ein großer Unterschied zwischen ästhetischer und moralischer Bildung ist.« Der Selbstmörder sei »einer der eifrigsten Jünger der berühmtesten mystisch-romantischen Schule« gewesen, schreibt das »Morgenblatt für gebildete Stände« in Stuttgart: »Armes Deutschland! Wenn deine wahnsinnigen Schriftsteller ihre Tollheit bis zum Morde treiben, welche Nation wird der Mörder mehr zählen als du?«

Festzustehen scheint nur die Tatsache, daß das zweifache Verbrechen am 21. November stattfand, drei Meilen von Berlin entfernt, am Ufer des Wannsees, an der Straße nach Potsdam. Die einen behaupten, im Zimmer eines Gasthofs, andere sagen draußen, im nahe gelegenen Wäldchen. Allem Anschein nach hat er zuerst sie erschossen und danach sich selbst, den

Grund kennt man noch nicht. Es ist auch noch nicht klar, in welcher Beziehung die beiden zueinander standen, und dieses Detail ist für das Publikum das aufregendste.

Bei den kleinen Leuten, die sich mitreißen und rühren lassen, macht die Geschichte Furore wie eine Räuberpistole. Zum Skandal wird sie bei den biedereren Bürgern, und ein Skandal im Skandal ist die Todesanzeige, die ein Freund der beiden und »Vollstrecker ihres letzten Willens«, der Kriegsrat Peguilhen, in die Zeitung gesetzt hat: eine regelrechte Verherrlichung des Selbstmords.

»Niemand begreift, wie unsere sonst so ängstliche Zensur dergleichen hat durchgehen lassen und einem Staatsdiener gestattet, in Zeitungen, die in die Hände aller Volksklassen kommen, seine entsetzliche Idee bekanntzumachen, daß die sogenannten höheren Naturen nach einem ganz andern Maßstab als dem gewöhnlichen der Moral gemessen werden müßten. Sind diese höheren Naturen privilegiert, schauderhafte Verbrechen zu begehen und wegen Ausbrüchen ihrer Raserei gerühmt zu werden, so laßt sie uns fliehen wie die Pest!!«

Es erhebt sich ein Chor von Stimmen, männlichen wie weiblichen.

»Stellt euch vor, die Anzeige dieses Peguilhen in der ›Vossischen Zeitung‹ behauptet, dieser Tod würde alle verwandten Geister aller Jahrhunderte interessieren und die beiden seien die Reinheit und Liebe selbst gewesen.«

»War Peguilhen denn in die Frau verliebt?«

»Vielleicht. Aber stimmt es denn, was einer, der aus Berlin kam, erzählt hat, nämlich daß die beiden kurz vor ihrem verhängnisvollen Schritt gemeinsam in Goethes *Wahlverwandtschaften* gelesen haben?«

»Dann hätten sie sich also von dieser Welt getrennt, um sich in einer höheren Welt geistig zu vereinen? Aber vor dem Sterben sollen sie sich doch betrunken haben ...«

»Nein, soviel man weiß, hat jeder von ihnen sechzehn Tas-

sen Kaffee getrunken, und sie haben die ganze Nacht laut gesungen.«

»Alles, um sich daran zu hindern, wieder zur Vernunft zu kommen.«

»Was ist mit dieser Mystizismus-Welle? Wo bleibt dabei der Verstand?«

»Da sind wir wieder bei den Verrücktheiten à la Werther ...«

»Entschuldigt, aber es ist doch sehr seltsam, daß in allen Berichten über den Vorfall etwas verschwiegen wird, was in Berlin allgemein bekannt war: Die Frau litt an einem unheilbaren Krebs, und die Ärzte hatten ihr einen furchtbaren Tod prognostiziert.«

»Nein, das wird keineswegs verschwiegen; davon sprechen die ›Allgemeine Zeitung‹, das ›Morgenblatt‹ und noch andere ...«

»Er, ein Schöngeist von Profession und eifriger Anhänger der neuesten poetischen Schule, hat sich in diese geachtete Familie höheren bürgerlichen Standes gedrängt und die Frau verführt. Aber ihr Gatte, ein angesehener Beamter, hätte sich nie zu einer *ménage à trois* verstanden. Und wer weiß, was für Szenen sich deswegen in der Familie abgespielt haben. Daher faßten die beiden den Entschluß, gemeinschaftlich zu sterben.«

»Meine Frau hat von einer Freundin einen Zeitungsauschnitt erhalten, in dem steht, die beiden hätten diese Welt verlassen aus reinem Verlangen nach einer besseren.«

»Das war doch die Todesanzeige von diesem Peguilhen ... Verrücktes Zeug. Aber es heißt, daß auch ihr Gatte in seiner Anzeige erklärt, der Tod seiner Frau sei so rein gewesen wie ihr ganzes Leben. Nun denn ...«

»Ein Heuchler, oder aber er hat seine Frau so geliebt, daß er sie von jeder Schuld reinwaschen möchte. Doch vielleicht haben ja diejenigen wirklich recht, die behaupten, zwischen den beiden habe nur eine geistige Freundschaft bestanden.«

»Ach was. Beim Anblick der Pistole soll sie gesagt haben: ›Jetzt werde ich meinem Geliebten den direkten Weg zu mei-

nem Herzen zeigen«, und dann soll sie sich die Brust entblößt haben, und er hat genau darauf geschossen; sich selbst hat er dann mit der Pistole ganz tief in den Schlund geschossen. Tatsächlich war sein Gesicht nicht zerstört.«

»Wißt ihr, was ihm geschadet hat? Die französische Literatur, der französische Freigeist. Das, was er getan hat, ist eines Preußen nicht würdig und erst recht nicht eines Soldaten.«

»Die Wahrheit ist, daß über diesen tragischen Tod tiefes Dunkel herrscht.«

Auch in der literarischen Welt überschlagen sich die Kommentare.

»Die seltsame Mordgeschichte von Kleist wirst Du, lieber August, in den Zeitungen gelesen haben. Er hat also nicht bloß in Werken, sondern auch im Leben Tollheit für Genie genommen und beide verwechselt.« Friedrich Schlegel an seinen Bruder.

»Ging ich nachmittags zu Schlegels, die eben vom Tisch aufgestanden. Schreckliche Geschichte von Kleist, der sich und eine Frau erschossen. Schlegels große Gesinnung über dieses Unsittliche und über das Ehrenvolle der Preußen, wenn sie mit Rußland halten.« Tagebucheintrag von Joseph von Eichendorff.

»Lieber Arnim, diese Nachricht hat mich wenigstens wie ein Pistolknall erschreckt. Der arme gute Kerl, seine poetische Decke war ihm zu kurz, und er hat sein Leben lang ernsthafter als vielleicht irgendein neuer Dichter daran gereckt und gespannt. Er ist allein so weit gekommen, weil er keine recht herrlichen Menschen gekannt und geliebt und grenzenlos eitel war.« Clemens von Brentano an Achim von Arnim.

»Lieber Benjamin Constant, ich schreibe anlässlich des unglaublichen Berliner Selbstmordes Betrachtungen gegen den Selbstmord.« Anne Germaine Baronin von Staël-Holstein. Und so liest man in ihren *Reflexions sur le suicide* von 1812: »Eine kürzlich sich zu Berlin zugetragen Begebenheit kann einen

Begriff von der sonderbaren Exaltation geben, der die Deutschen sich schuldig machen; die besonderen Beweggründe, die zwei Menschen so weit verirren konnten, welche sie auch seien, sind von geringer Wichtigkeit, aber der Enthusiasmus, mit dem man über eine Sache gesprochen hat, die höchstens nur unsere Nachsicht in Anspruch nehmen kann, verdient die ernsteste Aufmerksamkeit ... Hatte dieser Mann, der sterben wollte, kein Vaterland, für das er kämpfen konnte? Gab es keine edle und gefahrvolle Unternehmung, in der er ein großes Beispiel aufstellen konnte? Welches hat er dagegen gegeben? ... Der Mann, der bereit ist, seine Freundin zu töten, feiert ein Fest mit ihr und begeistert sich durch Gesang und Getränke, als fürchte er die Zurückkehr wahrer und vernünftiger Gesinnungen! Gleichet dieser Mensch nicht einem geistlosen Schriftsteller, der durch eine wahre Katastrophe den Eindruck hervorbringen will, den er nicht in der Dichtung erreichen kann?«

»Liebe Eltern, die Nachricht hat mich hier in Wien erreicht. Kleists Ende hat mich nicht sehr gewundert, wie sich aber eine Frau aus Liebe zu ihm hat erschießen können, das sehe ich noch nicht ein. In der ganzen Geschichte erkenne ich das überspannte flache Wesen der Preußen deutlich ausgedrückt. Es gibt Fälle, wo jeder Trost niederträchtig und die Verzweiflung Pflicht ist, wie Goethe in seinen *Wahlverwandtschaften* sagt ... Manches Leben kann nur der Selbstmord würdig enden, und für solch einen hab ich Respekt.« Theodor Körner.

»Lieber Theodor, hier in Dresden habe ich gehört, Kleist habe eigentlich nicht diese Madame Vogel, sondern eine andere Frau geliebt. Dieser habe er die Erschießungspartie proponiert, aber kein Gehör gefunden. Die Vogel sei erst nachher zu diesem Tanz aufgefordert worden. Lieber Sohn, es können wohl Fälle eintreten, wo der höchste Grad der Verzweiflung ein schonendes Urteil verdient, aber ich begreife nicht, wie der Selbstmord für denjenigen, der nicht bloß in der Welt der Sinnlichkeit und Leidenschaft lebt, sondern an eine höhere Ordnung der Dinge glaubt, jemals eine löbliche Handlung werden

könne! Und selbst wo die Stimme der Religion nicht gehört wird, bleiben noch Gründe genug übrig, um in dem freiwilligen Tode nur einen Befehl des Trotzes, der Schwäche und der Trägheit zu finden.« Christian Körner.

»Es wurden hier in Berlin viele Gedichte auf beider heldenmütigen Tod gemacht – bis der König es aufs strengste verboten. Indessen hat diese Schwärmerei schon Nachahmer gefunden, denn vorgestern fielen im Tiergarten zwei Schüsse; ich lief mit vielen Menschen hin und fand einen jungen Mann in den Mund geschossen, ebenso das Mädchen, das bei ihm war; diese beiden glaubten, das Pulver allein sei hinreichend, sie zu töten, und hatten keine Kugeln geladen.« Ferdinand Esslair an Freiherr von Venningen.

»An seine Majestät König Friedrich Wilhelm III., Berlin, 26. Dezember 1811.

Schon sehr lange liegt in mir das Verlangen, meinem Könige meine Empfindungen einmal wieder mitzuteilen – eine sechswöchige Nervenkrankheit, die durch den furchtbaren Tod meines unglücklichen Cousins verlängert und vermehrt worden ist, hat mich verhindert, diesem wahren Bedürfnis meines Herzens Genüge zu leisten. Wie wehe, wie zerreißend meinem Gemüte diese schauerhafte Begebenheit ist und immer sein wird, kann ich in diesem Leben nicht sagen. Diese Frau, die ich nie gesehn, muß der lebendige Teufel gewesen sein. *Er* gewiß ist unschuldig, auch vor Gottes Richterstuhl – Selbstmord war seinem ganzen Sein, seiner ganzen Natur zuwider ... Auch war er noch kurz vor seinem schrecklichen Ende bei Gneisenau, um ihm militärische Aufsätze einzuhändigen, worunter einige sehr gute sein sollen. Er war so voller Pläne, voll Eifer, als ich ihn Ende September verließ. Anfang August war er so wenig in diese Frau verliebt, daß er mir nach Gievitz schrieb, er wäre so allein, so verlassen in Berlin, er hätte dort keine einzige Verbindung, die einiges Interesse für ihn hätte; und lügen, und mich belügen, war gewiß fern von ihm, es gab nichts Echteres, nichts Wahreres, nichts Edelmütigeres als diesen Menschen; ... alle

Tugenden wie alle Talente waren ihm natürlich, er war so von Gott gekommen. Und ein solcher Mensch muß auf solch eine nichtsnutzige Art endigen, wie ein Romanheld, mit einer Heldin aus dieser Klasse und von diesem Kaliber?! – EW. Majestät entschuldigen diesen Ausbruch meines Unmuts ... Auch sehe ich die Sache an als einen Übelstand und eine Folge der Verschrobenheit des Zeitalters – es muß diesen Sophismen, diesem Unwesen, eine Grenze gezogen werden, es muß wieder bestimmt werden, was recht und unrecht ist. Wenn nicht mehr zu unserm Wohl, zu unserm Vorteil, zum wenigsten zur Richtschnur unserer Kinder ... Es gibt nur eine Sittlichkeit, nur eine Moralität, etwas davon verändern ist vom Bösen. Marie von Kleist.«

»Der arme Heinrich! Stets hat er seinen Zweck verfehlt und sich immer in der Wirkung verrechnet, die er hervorbringen wollte; immer vermengte er seine Freunde mit dem groben Haufen, was er von jenen erwarten durfte, verlangte er auch von diesem; und so tief er ins menschliche Gemüt zu schauen verstand, so blieben ihm die Menschen in Masse doch fremd und unverständlich; dieser Irrtum brachte ihm Schwermut und endlich den Tod ... Dagegen, daß Kleist sich überhaupt den Tod gab, habe ich nichts, gar nichts, er war so gequält und zerüttet, daß er den Tod mehr lieben mußte als das Leben, das ihm von allen Seiten so sauer gemacht wurde. Nur so mußte er nicht sterben.« Ernst von Pfuel

»Die Nachricht von dem tragischen Ereignis, welches sich am 21. November in der Gegend von Potsdam zugetragen, ist, da bis jetzt nur einerseits mit unziemlichem Enthusiasmus, andererseits mit empörender Entstellung der Tatsachen, öffentlich davon gesprochen worden, so unvollkommen zu Kenntnis des auswärtigen Publikums gekommen, daß eine kurze und wahre Darstellung der Sache den Lesern dieses Blattes gewiß nicht unwillkommen sein wird ... Weit davon entfernt, die beiden zu rechtfertigen oder auch nur zu entschuldigen, klagen die hinterbliebenen Freunde zuvörderst sie aufs stärkste an.

Dann aber ist es ihnen auch erlaubt zu sagen, daß das Leben beider so rein und fleckenlos war, als es ohne den höheren Glauben, den sie durch ihr Ende verleugneten, überhaupt sein konnte; ferner, daß Kleist wahr, ohne Falsch und ohne Ziererei irgendeiner Art gewesen und daß also seine Tat wenigstens durchaus frei von dem theatralischen Lichte war, welches falsche Emphase einerseits und Unverstand andererseits darauf hatte werfen wollen.« Adam Müller in »Der Österreichische Beobachter«.

»Lieber Hitzig, noch einmal komme ich auf den herrlichen Kleist zurück, um Sie zu bitten, mir einiges über seinen heroischen Untergang zu sagen; das dumme Geschwätz in öffentlichen Blättern von Leuten, die vor einem Strahl von Kleists Genius in die erbärmliche Nußschale, die sie für einen Palast mit sieben Türmen ansehen, sich verkrochen hätten, dieses dumme Geschwätz hat mich überaus angeekelt; und schon damals wollte ich mich an Sie, mein lieber Freund, wenden, um etwas Rechtes vom Rechten zu hören. Ihr E. T. A. Hoffmann.«

»Lieber von der Marwitz, wir haben nie über Tod oder Selbstmord gesprochen – Sie wissen, wie ich über Mord an uns selbst denke: wie Sie! Und niemals hör' ich dergleichen, ohne mich der Tat zu freuen. Ich mag es nicht, daß die Unglückseligen, die Menschen, bis auf den Hefen leiden. Dem wahrhaft Großen, Unendlichen, wenn man es konzipiert, kann man sich auf allen Wegen nähern; begreifen können wir keinen; wir müssen hoffen auf die göttliche Güte; und die sollte grade nach einem Pistolenschuß ihr Ende erreicht haben? Unglück aller Art dürfte mich berühren? ... Siechen auf Krankheits- und Unglückslagern sollt' ich müssen, und wenn es hoch und schön kommt, zu achtzig Jahren ein glücklicher Imbécile werden, und von dreißig an schon mich ekelhaft deteriorieren? Ich freue mich, daß mein edler Freund das Unwürdige nicht duldet: gelitten hat er genug. Keiner von denen, die ihn etwa tadeln, hätte ihm zehn Taler gereicht, Nächte gewidmet, Nachsicht mit ihm gehabt, hätt' er sich nur zerstört zeigen können.

Den ewigen Calcul hätten sie nie unterbrochen, ob er wohl recht, ob er wohl nicht recht zu dieser Tasse Kaffee habe! Ich weiß von seinem Tode nichts, als daß er eine Frau und dann sich erschossen hat. Es ist und bleibt ein Mut. Wer verließ nicht das abgetragene, inkorrige Leben, wenn er die dunklen Möglichkeiten nicht noch mehr fürchtete? ... Der Tod ist so schwarz, und das Leben will doch nicht gehen!« Rahel Levin.

»Rahel Levin?« kommentiert jemand. »Die Freundin Varnhagens von Ense, der, unter uns gesagt, vierzehn Jahre jünger ist als sie? Hier in Berlin hielt sie Salon ... so wie andere Jüdinnen, wie Henriette Herz, wie Dorothea Veit. In ihrem Haus versammelten sich alle Talente, die durch die Stadt kamen ...«

»Die Veit? Die Tochter des Philosophen Mendelssohn, die ihren Gatten und drei Kinder verlassen hat, um sich mit Friedrich Schlegel zusammenzutun, dem Autor der *Lucinde*?«

»Dieses unanständigen, unerträglichen Romans? Ach, alles Frauen, die sich nicht durch Tugend hervortun, ach, die sogenannten Freigeister, verflucht sei die Verderbnis durch die neuen Ideen!«

»Liebes Fräulein Levin, unsere Zeitungen sprechen einzig von dieser Dame und diesem Dichter aus Ihrer Stadt, die sich aus Liebe gegenseitig getötet haben; und da ist noch ein dritter Narr, dieser Peguilhen, der ihre Aufführung in so barocken und überspannten Ausdrücken verteidigt hat, daß ich fürchte, er hat Lust, sich auch zu töten. Das ist wirklich ein Land zum Auswandern, dieses Preußen.« Henri Campan aus Toulouse.

Ist nur Preußen ein Land zum Auswandern? Frankreich nicht? Und dieser ganze Planet? Ach, die andern sehen nur das, was sie schon wissen oder sehen wollen. Und doch hatte ich ein heißes Verlangen nach den anderen. Einmal habe ich begonnen, eine Geschichte meiner Seele zu schreiben, die ich meinem Freund Rühle widmen wollte, doch dann habe ich sie vernichtet. Ich war kein Mensch der einsamen Ergüsse, ich mußte den

anderen, die anderen irgendwie vor mir sehen, pulsierend. Deshalb gingen mir die Aufsätze oder die Anekdoten für die Zeitungen so leicht von der Hand. Oder auch die Briefe. Die kurzen Sachen, denn kurz ist die Aufmerksamkeit der anderen und sogleich vorbei. Ich war wie der elektrische Strom, der die zwei Pole braucht, den positiven und den negativen, oder wie die Flamme, die ohne Sauerstoff nicht brennt.

Mit wem spreche ich eigentlich? Mit den wenigen meinesgleichen, die in der Zukunft verstreut sind.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß ich – in Frankfurt an der Oder, altem slawischen, polnischen Land – ausgerechnet 1777 geboren bin, genau in dem Jahr, in dem der Franzose Lavoisier entdeckt hat, daß Verbrennung nur in Anwesenheit von Sauerstoff erfolgt. Alles passierte damals in Frankreich oder England, jene Jahrzehnte waren für die Wissenschaft ein ununterbrochenes Wunder. Ich habe die Wissenschaften vergöttert.

Und es ist ebenfalls kein Zufall, daß ich die ersten Tage meines Lebens gewissermaßen illegal verbracht habe: Ich wurde am 10. Oktober geboren, um ein Uhr nachts, doch auf Grund eines unerklärlichen Irrtums – anscheinend zweifelte jemand an meiner Existenz – verzeichnete man im Kirchenbuch den 18. Oktober, und so ist es für immer geblieben.

Bei der Taufe in der Garnisonskirche, am 27. Oktober, wurde ich von neun Personen als Paten und Patinnen flankiert, alles Angehörige des Militärs oder deren Gattinnen, der niedere Adel, dem auch wir angehörten mit unsrer Ahnenliste von rund zwanzig Generälen und unsren nicht üppigen Mitteln. Und wie hatten alle bei meiner Geburt gejubelt: Endlich ein Knabe! Mir ist, als hätte ich diesen Augenblick, in dem sich so viele festlich gekleidete Menschen wohlwollend über mich beugten, tatsächlich gesehen, ihn bewußt erlebt. In Wirklichkeit sehe ich diese Szene nur mit den Augen der Sehnsucht. Denn an andere, spätere Familienszenen und vor allem an die letzte, möchte ich mich lieber nicht erinnern.

Nach der Zeremonie wurden in unserem Haus »im Non-

nenwinkel« Tee, Kuchen und Punsch gereicht. Mein Vater war stolz, endlich einen Sohn gezeugt zu haben. Meine Mutter strahlte: Eine Schwangerschaft zu überstehen war damals keine Kleinigkeit, und diese war in ihrer dreijährigen Ehe bereits die dritte gewesen. Die Männer in Uniform, hochgeschlossen bis zum Kinn, empfanden die Verlegenheit, wie sie Männer immer empfinden bei Familienfesten im Kreis von Frauen, die ihren Gefühlen mit kindlicher Hemmungslosigkeit freien Lauf lassen. Tücher aus Musselin beugten sich über meine Wiege, geschmeidige, glatte und welke, faltige Hälse, junge und alte Gesichter, gepuderte Frisuren.

Was für ein hübsches, rundes Gesichtchen! riefen sie. Wem sieht er ähnlich? fragten sich die Damen. Während alle mich betrachteten und, wie man es über einer Wiege zu tun pflegt, Überlegungen anstellten, was aus dem Kind wohl einmal werden würde, konnte es nicht ausbleiben, daß jemand den berühmtesten der Kleist-Vorfahren heraufbeschwor, Großonkel Ewald, den großen Dichter, gestorben 1759 an den in der Schlacht von Kunersdorf erlittenen Verwundungen, wo über 30 000 Mann – Preußen, Russen und Österreicher – auf dem Schlachtfeld geblieben waren. Ach, seufzte der Major von Bonin, ein gedrungener, kahlköpfiger Mann mit rosigen Wangen: Kunersdorf war für die Preußen ein bitteres Kapitel. Doch im selben Jahr 59 eroberten unsere englischen Verbündeten Quebec, sagte der Obrist von Forcade und richtete sich zu seiner vollen Größe auf, und dann hat uns über dem Blut unserer Soldaten Fortuna wieder geleuchtet: Wir haben Schlesien bekommen, wir haben es vor allen andern in Europa geschafft! Und unser großer Friedrich ist dabei, Österreich zu zermalmen, ergänzte der Capitain von Manteuffel. Es lebe Preußen!

Keiner von ihnen konnte sich auch nur im entferntesten vorstellen, welcher Orkan sie in wenigen Jahren erwarten sollte.

Aber die Musen, meine Herren, stehen höher als der Krieg, bemerkte die Gräfin von Schmettau, die stumm und boshaft neben meiner Wiege saß: Wer weiß, ob dieser Kleine dem Va-

terland außer mit dem Schwert nicht auch mit der Poesie Ehre macht, und sie beugte sich hinunter, um mir mit zartem Finger über die Wange zu streichen.

Es war Abend geworden. Die Kerzen in den Kandelabern warfen die Schatten der Umstehenden wie riesige, überlebensgroße Silhouetten auf die Wände – fast als ob alle aus einer anderen Welt gekommen wären. Von meinen kleinen Schwestern war nur Minette, die ältere, noch bei uns und saß, mit vielen Schleifchen aufgeputzt, steif und mit aufgerissenen Augen neben meiner Mutter: nur nicht einschlafen, das war Ehrensache. Eine Magd kam herein, um die heruntergebrannten Kerzen auszuwechseln und um zu fragen, ob sie frischen Tee bringen solle. Doch die Gäste waren schon dabei, uns zu verlassen. Die Herren verabschiedeten sich mit einer kurzen Verbeugung, begleitet vom Zusammenschlagen der Hacken, die Frauen mit einem Schwall von Küssen und Versprechungen, sich so bald wie möglich wieder zu treffen. Warum löst sich der Kreis auf, warum geht ihr weg? Bleibt doch bei mir, heute abend, morgen, immer, hätte ich flehen wollen, wäre ich nicht schon vor einer Weile in meiner Wiege eingeschlafen: ich, ein armseliges kleines Geschöpf von zwanzig Tagen.

Den ändern ist es nie leichtgefallen, mich zu verstehen. An mich und meine Schriften, wird später Ludwig Tieck sagen, der 1821 meine Werke herausgab, wobei er mich den »unglücklichen Dichter« nannte, müsse man sich gewöhnen wie an einen neuen Bekannten, der eine Adlernase oder zu große Augen habe.

Wie gebrechlich ist doch diese Welt. Die meisten wachten erst nach meinem Ende auf. Es war das schlechte Gewissen der anderen, das mir zu etwas so Unnützem verhalf, wie es der Nachruhm ist: Ein ganzes Jahrhundert lang war, im Gefolge von Tieck, zu hören, wie die einen meine Muse priesen und die anderen sie verwarfen: »der unglückliche Mensch«, »der Vernachlässigte«, »der Gequälte«, »der vom Unglück Verfolgte«, »diese schwer geprüfte Seele«, »der zu Tode Gemarterte«,

*»der Unglücklichste unter den großen deutschen Dichtern«,
»das verunglückte Genie«. Ja, das verunglückte Genie – daran war etwas Wahres. Die Menschen bevorzugten die Glücklichen, die Erfolgreichen, doch sie lassen sich auch gern ergreifen; oder sie haben eine Art Aberglauben, der sie zum Unglück hinzieht: Sie halten es für etwas Höheres. Ich habe immer das Gegenteil gedacht.*

Polemiken ohne Ende. Eine Zeitlang war Der Prinz von Homburg von der Zensur verboten, aber in den vornehmen Kreisen hörten die Diskussionen darüber nicht auf – bis sie endlich entdeckten, daß es sich nicht um einen Helden, sondern um ein labiles menschliches Geschöpf handelte, noch dazu eines ihrer Zeit, in der man dabei war, jeden Sinn für das Tragische zu verlieren. Nur das Käthchen von Heilbronn hatte Erfolg. Doch war das vielleicht noch mein Text? Nein, denn selbst der letzte unselige Schauspieldirektor legte da noch Hand an. Aber sogar entstellt wurde es populär. Ich weiß nicht, in welcher Stadt man es zum Fest der hl. Katharina aufführte.

Und die Dichter? Von einigen großen wurde ich geliebt, von anderen, ebenso großen, nicht. Die Großen sind eine seltsame Spezies. Doch wer sich als rührig erwies, waren die Gelehrten, die Biographen, die Archivare. Zeugnisse, Manuskripte, Briefe – überall suchten sie nach Spuren von mir, fingen an, diejenigen, die mich gekannt hatten – so sie noch am Leben waren –, auszufragen. Die Autographen wurden versteigert; auch Tieck machte mit meinen Handschriften ein paar gute Geschäfte, und es gab Leute, die es beklagten, daß man in Preußen, anders als im Süden Deutschlands, nicht genügend Sorgfalt auf diese kostbaren Reliquien verwende. Die »Raupen« studierten alles über mich, was es zu studieren gab. Raupen: So nannte ich, als ich an der Universität Frankfurt beziehungsweise in der Verwaltung des preußischen Staates verkümmerte, die Professoren und Bürokraten; Raupen, die das Blatt, auf dem sie sitzen, für den Nabel der Welt halten. Und die einen feierten mich als Erneuerer, während andere sich bedroht fühlten und predig-

ten: Paßt auf, hier unter all diesen Blumen verbirgt sich die Schlange der Modernität.

Die Menschen unterteilen sich in brave, satte Anhänger des gesunden Menschenverstandes sowie der Einrichtungen dieser Welt und in hungerleidende Träumer, die eine andere herbeisehnen. Oder, wenn euch das lieber ist: in Maßvolle und in Mystiker. Die ersten, das weiß man, hatten ehrenwerte Kriterien und konnten mich nicht akzeptieren, und die zweiten ... ach! Die Träumer neigen dazu, Idolen anzuhängen; sie interessiert es nicht, die Vorzüge von den Mängeln zu unterscheiden, ihnen genügt schon ein einziger Vers, in dem sie sich zufällig widergespiegelt finden, um Feuer zu fangen und das Ganze als erhaben zu preisen.

Am Ende des Jahrhunderts waren zwei Drittel meines Werkes tot. Aber nicht meine Legende: Zu meinem hundertsten Todestag vergoß jedes Provinzblättchen Tränen über mein Unglück und empfahl Sühnewallfahrten zu meinem Grab am Wannsee. Doch inzwischen hatte mich der Staat für seine Zwecke bereits in seine mächtigen Arme genommen und zu den Großen der Göttin Germania erhoben: Es gibt kein Reich oder Imperium, das nicht an den Genius der Nation glaubt und keine Klassiker braucht, und ich ... ich wurde einer von ihnen. Deutscher als ich war keiner und klassisch – wenn klassisch ein Dichter ist, der das Menschliche jenseits des Zufälligen sucht – war ich vielleicht auch. Neben dem Käthchen gab man in allen Theatern Prinz Friedrich von Homburg und Die Herrmannsschlacht – als große Epen des Vaterlands, der absoluten Macht, des deutschen Bluts und Bodens.

Die hundert Jahre nach mir Geborenen, die sich gegen ihre Väter und die Monster der Zivilisation erhoben hatten, bejubelten dagegen meine Konflikte zwischen dem einzelnen und der Macht, zwischen Seele und Realität, sowie die manchmal absurde, verzerrte Heftigkeit, mit der ich mich ausdrückte; aber sie lebten in den Hauptstädten, lebten von Halluzinationen, und für sie gab es vielleicht überhaupt keine Realität. Und viele